

Aus dem Leben eines wackern Toggenburgers

Autor(en): **Gantenbein, Willi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WENN DIE BLÄTTER FALLEN



*Wie ist der Herbst doch über Nacht gekommen . . .
Oktober schenkt uns seinen letzten Traum.
Die Blätter fallen sacht von Strauch und Baum,
Und alle Sommerlust ist nun verglommen . . .
Vom Berg hernieder strömt ein buntes Meer,
Das hundertfarbig in den Herbsttag glutet,
Mit herbem Hauch im Abendgold verblutet,
Und rasch verweht, wie ein geschlagnes Heer . . .
Und Vögel schwirren hoch in steilem Flug,
Die winterbange eilig südwärts ziehen:*

*Manch müdes Herz möchte mit ihnen fliehen,
In dem schon lang des Fernwehs Sehnsucht schlug
Ein wenig Sonne noch, ein gütig Licht,
Mögen des Herbstes Tage uns gewähren,
Scheidend das Jahr noch einmal sich verklären,
Ehe der Parzen Schicksalsfaden bricht . . .
Die bunten Blätter fallen nah und weit
Und schmücken sacht der Erde Alltagskleid . . .*

Johannes Vincent Venner

Aus dem Leben eines wackern Toggenburgers

Das sonnendurchspinnene Toggenburg ist die Heimat eines Mannes, dessen arbeitsreiches Leben diese Skizze der Vergessenheit entreißen möchte. Es ist kein traumversunkener Sinnierer, wie sein Landsmann Nabis Ueli, sondern ein dem Praktischen zugewandter Schaffer. Matthias Näf — 1792 in Schwarzenbach bei Wil geboren — war keine sonnverklärte Jugendzeit beschieden. Mit acht Jahren verlor er seine Mutter und mußte als Ältester für seine drei jüngern Brüder sorgen. Seit die unermülich tätige Frau nicht mehr den Haushalt betreute, ging's mit dem Weber Näf rasch bergab. Ihm fehlte die zähe Kraft, das Schwere allein zu tragen. Wohl versuchte der überaus anstellige Matthias, dem unstäten Vater zu helfen bei den Hausarbeiten und der Betreuung der Kleinen. Eine gutgesinnte Nachbarin flickte den Buben etwa wieder die Hosen, wenn es gar zu schlimm war. Sicher hätte man den Weberseuten mehr geholfen, wäre Näf nur solider und arbeitsamer gewesen. — Mit zehn Jahren erlernte Matthias das Weben. Wenn der Vater erklärte, er müsse sein Bein

ruhen lassen — eines schlecht geheilten Bruches wegen — und dabei doch erstaunlich schnell ins Wirtshaus hinkte, machte sich der Bub mit Feuereifer an die Arbeit. Es ist kaum zu glauben, welche Energie in dem Bublein steckte; eine gesegnete Arbeitsfreudigkeit, die ihn auch in spätern Jahren auszeichnete. Sein haltloser Vater sah, wie sich sein Ältester mühte und kaufte ihm einen eigenen Webstuhl, mit dem Matthias wöchentlich vier Gulden verdiente. Dies wäre kein geringer Zustupf gewesen — aber . . . Ja es kam so weit, daß weder ein Bäcker noch ein Krämer Näf mehr etwas borgen wollte. So mußte Matthias einst vom Samstag auf den Sonntag sein Stücklein ausweben, dem Fabrikanten nach Oberuzwil bringen und mit dem erhaltenen Geld nach Wil laufen, um dort Mehl einzukaufen; sonst hätten sie am Sonntag nichts mehr zu essen gehabt . . .

Die jüngern Brüder fühlten den Verlust der guten Mutter weniger, weil Matthias sie mit seiner sorgenden Liebe umgab. Aber die Winterabende waren lang, wenn sie im nachtdunkeln

Stüblein gedrückt um den Ofen kauerten und die Heimkehr ihres Vaters ersehnten. — Schließlich kam es soweit, wie sich voraussehen ließ: der unsolide Vater mußte sich als Knecht verdingen, und die Kinder wurden bei Verwandten untergebracht. Der dreizehnjährige Matthias und ein vier Jahre jüngerer Bruder Hansjakob kamen zu einem schaffigen Bauern auf einem Hof unweit Oberuzwil. Der Zweitälteste — Johannes — durfte zu Verwandten nach Winzenberg, wo der Jüngste nach dem Tode der Mutter schon eine Heimat gefunden hatte. Von Grund auf erlernte hier Matthias die Landwirtschaft. Im Winter oder bei schlechter Witterung wob er dem Bauern eifrig Zwillich und abwechselnd Baumwolltuch. Sein Vetter gab Matthias für jedes gewobene Stück ein kleines Trinkgeld; das war um so erfreulicher, weil der Bruder Hansjakob die Alltagschule besuchen durfte und darum noch keine große Hilfe war. Matthias selber war es früher nur wenige Wochen vergönnt gewesen, die Schule zu besuchen, mit Not konnte er lesen und ein bißchen schreiben, zum Rechnen war er gar nicht gekommen. Das Gefühl tiefster Unwissenheit quälte den begabten Burschen. Im Weben tat es ihm kaum einer nach; heuen, melken, auch die Feldarbeit bewältigte er so leicht wie ein tüchtiger Knecht. Er ließ sich von der Erkenntnis leiten: wer vorwärts kommen will, muß lernen und etwas können! Und er wollte vorwärts kommen! Der Knecht verstand vorzüglich zu rechnen, gerne zeigte er es dem wissendurstigen Matthias. Was hinderte es die beiden, daß sie keine Tafel besaßen, sie kritzelten mit Eifer auf die schweißenden oder gefrorenen Fensterscheiben. — Der Knecht seinerseits freute sich, in Matthias einen tüchtigen Lehrmeister im Weben gefunden zu haben.

Auf eigenen Füßen

Matthias trat mit neunzehn Jahren bei einem Fabrikanten in Oberuzwil als Webergeselle ein. Nebenbei mußte er noch die Obhut über dessen Vieh übernehmen. Nebst Kost und freier Wäsche sollte ihm der Fabrikant für ein Baumwollstück fünf Gulden geben. (Außer dem Hause hatte er für die gleiche Arbeit zwölf Gulden zu bezahlen.) Matthias brachte das Stück — für das die übri-

gen Weber zwei Wochen brauchten — schon in einer fertig. Dies freute den Meister, und er erhöhte ihm den Wochenlohn bald auf acht Gulden. Tatsächlich war Näf der beste und flinkste Weber in ganz Uzwil; er nützte aber seine Zeit auch entsprechend! An seiner freudenarmen Jugend hatte er gespürt, wie bitter die Früchte des Müßiggangs sein können. — Nein, er wollte sein Leben nicht als verachteter und verlotterter Knecht beschließen wie sein Vater. Geld bedeutet in seinen Augen das Mittel, sich frei und unabhängig zu machen. Diesem Ziel strebte er vorerst nach. Im Winter flog sein Schifflein bis abends zehn Uhr. Die frühen Morgenstunden benutzte er, um seine Lücken in der Schulbildung auszufüllen. Das Gelernte konnte er tagsüber bei seiner Arbeit gut überdenken. Der stämmige, kräftige Bursch war durchaus kein Kopfhänger. Sonntags war es ihm eine wahre Erholung, mit seinen Kameraden zu kegeln. Wenn er so die ganze Woche an seinem Webstuhl und hinter Büchern gefesselt hatte, empfand er dies als wohlthuende Abwechslung. Aus dem schon damals verbreiteten Jassen machte er sich so wenig wie aus dem Rauchen.

Im Dezember 1813 mußte Matthias Näf zur Grenzdeckung mit einer Grenadierkompagnie des St. Galler Bataillons in den Tessin. Die ganze Ausrüstung hatten die Soldaten selbst zu bezahlen. Bei heftigem Wintersturm war die Überschreitung des Gotthards eine schwere Arbeit; doch sie kamen alle ohne Unfall in Lugano an. Die Truppen wurden gehörig exerziert und mußten Wache stehen. Trotzdem war der Grenzdienst für Näf geradezu eine Erholung; er sah dadurch auch ein Stück seines schönen Vaterlandes, bisher hatten ihn seine Sonntagsspaziergänge noch nicht weit geführt. Lang dauerte der Dienst nicht. Jetzt folgte für die Weber eine gute Zeit. Im Frühling 1815 jedoch mußte Matthias Näf wieder einrücken. Napoleon war von Elba entkommen, es galt die Westgrenze zu beschützen. Der gewissenhafte Soldat Näf hatte es zum Feldweibel gebracht; ja, der Dienst fiel ihm so leicht, daß er sich gerne für Frankreich als einer der hundert Schweizer hätte anwerben lassen. Zum Glück war Näf $1\frac{1}{4}$ Zentimeter zu klein! ... So blieb er seinem Beruf treu. Es wird sich zeigen, daß ihn nicht blinder Zufall vom Schweizerregi-

ment zurückhielt, sondern die wissende Hand seines himmlischen Vaters.

Mit vierundzwanzig heiratete er ein tüchtiges Mädchen, das er liebgewonnen hatte. Außer ihrer Rechtschaffenheit besaß Annamarie nicht viel, doch Matthias Näfs Ersparnisse betrugen 110 Gulden. Gemeinsam mit seinen Brüdern Johann und Hansjakob hatte er schon 1815 ein Haus erworben. Nach menschlichem Ermessen waren die Grundlagen für eine gute Ehe gegeben: beide gesund, arbeitsfreudig und gefestigten Charakters. Und doch verdunkelten schwere Schatten das sonnige Eheglück schon im ersten Jahr. 1814—1816 waren nasskalte Mißjahre; die Lebensmittel stiegen unerhört. Ein Doppelzentner Weizen, Gerste oder Mais galt 1817 hundert Gulden (1819 nur noch vierzehn Gulden). Viele Leute starben an Unterernährung. Unreifes Obst oder giftige Kräuter, in der Verzweiflung wahllos verschlungen, wurden vielen zum Verhängnis. Der weitsichtige Weber Näf kaufte eine Kuh; weil er keinen Stall besaß, mußte er sie in einem Nebenkammerlein unterbringen.

„Wenn wir jetzt schon diese Teuerung haben, wird es das nächste Jahr noch viel schlimmer, bis die neue Ernte eingebracht ist“, meinte Matthias zu seiner Frau. „Ja, ich befürchte auch ein Hungerjahr, es fehlt allerorten an Saatgut; doch Gott wird uns sicher das Nötigste nicht versagen. Ich bin nun so beruhigt, seit wir die Kuh haben, so muß unser Kindlein nicht hungern.“ — Die drückende Notzeit brachte es Matthias Näf erst so recht zum Bewußtsein, daß eigene Wirkenskraft und Tüchtigkeit allein nicht genügen. Vertrauend lernte er sich einer höhern Macht beugen. Der durchaus gute Wochenverdienst — gegen elf Gulden — reichte gerade für die Abzahlung der Wiese und die wenigen Lebensmittel. Es gab keine große Abwechslung, aber Hunger litten sie doch nicht; Milch und Habermus waren bis zum Herbst ziemlich die einzige Nahrung. Wie dankbar waren sie, als es endlich Kartoffeln und Rüben gab!

Das Jahr 1819 brachte reichen Segen. Zur Freude der Eltern und des kleinen Hansjakob wurde ihnen ein Mädchen beschert. Ohne das unheilbare Gehörleiden des Bubleins wäre Näfs Eheglück ohne Mißklang gewesen. Hansjakoblis

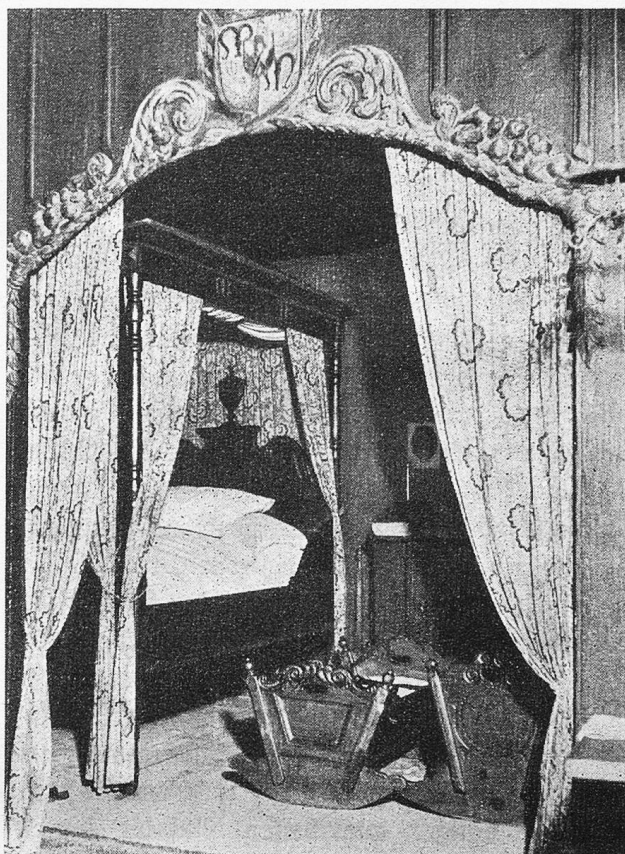


Photo Willy Haller
Schloß Sargans. Das Schlafzimmer der letzten Gräfin von Sargans, Agnes von Matsch

größte Freude war von Kleinauf, bei seinem lieben Vater im Webkeller zu sein und dem flinken Schifflin zuzusehen oder gar selbst den „Schnellschützen“ hin und her zu jagen, wenn der Vater den Zettel schlichtete. Der feuchte Raum schien dem Kind geschadet und dessen Gehörleiden verursacht zu haben.

Zwischen Näfs Meister und ihm hatte sich längststens ein enges Freundschaftsverhältnis gebildet, beiden Kindern war er Taufpate. Als der gütige alte Fabrikant starb, half ihm seine Frau zu einem großen Auftrag, indem sie beim Garnhändler Bürgschaft leistete. Weil die Arbeit so exakt ausfiel, erhielt er sofort eine noch größere Bestellung. Seinem Bruder Hansjakob sowie einem andern tüchtigen Arbeiter ließ er gleiche Webstühle einrichten. Dies war Matthias Näfs Anfang seiner Fabrikanten-Tätigkeit. Seine eigne Arbeitslust hatte sich durch diesen Erfolg noch gesteigert; der finanzielle Erfolg war nicht gering: er verdiente monatlich ungefähr 180

Gulden. Aber die übermäßige Anstrengung hatte Räf's Schulter derart übermüdet, daß er monatelang das Ziehen des Schußes mit dem linken Arm besorgen mußte.

Aufstieg

War auch Räf's Körper überanstrengt und drohte den Dienst zu versagen, so waren Ziel-sicherheit und Vertrauen nicht gemindert. Von zwei Seiten wurden ihm bedeutende Aufträge angeboten. Arbeit für sechs, acht Webstühle! Aber — woher das Geld nehmen? ... Bisher ging's oft nicht leicht, die Wochenlöhne, Garn und die übrigen Auslagen zu bestreiten, weil er seinerseits das Geld bestenfalls bei der Ablieferung des ganzen Auftrages erhielt. Ja — könnte er sein Garn auch aus erster Hand gegen Kredit beziehen, wie die Fabrikanten! Kurzentschlossen wanderte Matthias nach St. Gallen, um vorerst eine Garnprobe zu kaufen. Und der Befund: nicht nur billiger, auch besser. Auf die Hinterlegung des Pfandtitels gab ihm der Großhändler drei Zentner Garn auf Kredit. Von tiefgefühltem Dank gegenüber Gott und Menschen erfüllt, schritt Matthias leichten Herzens heim. Er war zeitlebens kein Wort-Christ, der seine Frömmigkeit zur Schau trug; mit strenger Pflichterfüllung versuchte er, sich der ihm geschenkten Gnade würdig zu erweisen.

Frohen Mutes begab sich Räf wieder nach St. Gallen, als er neues Garn benötigte. Zu seinem Erstaunen gab ihm der Garnhändler den hinterlegten Titel zurück und erklärte, er hätte sich nach ihm erkundigt, es genüge völlig, wenn er jeweils eine gewisse Anzahlung leiste; er habe volles Vertrauen in seine Rechtschaffenheit.

Mit einigen weißen Baumwollballen auf dem Rücken wanderte Räf bei jeder Witterung nach Herisau oder St. Gallen — sogar nach Zürich, um dort allwöchentlich seine Fabrikate abzusetzen. War dies eine Freude, als er gar jede Woche eine ordentliche Wagenladung zusammenbrachte und mit einem Pferd durchs Land fahren konnte!

Sein Häuschen war längst zu klein geworden, er erwarb das stattliche „Schäfli“ in Niederuzwil. Er richtete eine eigene Färberei ein, obwohl die Garnpreise anno 1826 äußerst schwan-

kend waren. Überhaupt schien es merkwürdig: trotz allem Schaffen fehlte es meist an Bargeld, und doch war seine liebe Frau ebenso sparsam wie er. Räf pflegte die Geldeinnahmen und Ausgaben nicht zu notieren, so fehlte die Übersicht, und gar manches blieb vergessen. Sobald ein tüchtiger Buchhalter angestellt wurde, ging's auch finanziell vorwärts. Annamarie hatte nun weniger dagegen, wenn der strebsame Fabrikant wieder neue Pläne verwirklichte. Stetiger Aufstieg des Geschäftes, ungetrübtes Familienglück. In dieses Idyll wucherte ein schwerer Schicksalsschlag: die stillbesorgte Gattin wurde das Opfer ihrer Mutterpflicht. Erst 47jährig schloß Annamarie Räf für immer ihre gütig-ernsten Augen.

Für den schwerbetroffenen Gatten war es gut, daß ihn die Sorgen für sein stets ausgedehnteres Geschäft völlig beanspruchten; so hatte er keine Zeit für nutzloses Trauern. Es war Räf Ehrensache, nach Möglichkeit für seine Arbeiter zu sorgen. Und dies war nicht leicht bei den stetig wiederkehrenden Krisen. Räf's Grundsatz war nicht, sich ein möglichst großes Privatvermögen anzulegen, sondern sein Unternehmen den wechselnden Ansprüchen anzupassen. Dies überstieg nicht selten seine Barmittel; doch sein guter Name ließ ihn leicht Kredit finden. Um sich einen gleichmäßigen Absatz seiner Erzeugnisse zu sichern, entschloß er sich, selbst den Vertrieb im Ausland zu übernehmen. Fortwährendes Ansteigen der Garnpreise ließen den längst gehegten Plan Wirklichkeit werden: er baute eine Spinnerei! Keine Kleinigkeit, 100 000 Gulden waren vor hundert Jahren eine Summe! Dabei hatte Räf eben erst eine moderne Jacquard-Weberei eingerichtet, deren Gewinn die Kosten der Spinnmaschinen tilgen sollte. Im Frühjahr 1837 konnte die Spinnerei den Betrieb aufnehmen, und — nun fielen die Garnpreise unglücklicherweise stark ... Jetzt bildete die Jacquard-Weberei den finanziellen Stützpunkt; es war gut, daß der großzügige zukunftsbewusste Fabrikunternehmer nicht auf die Schwarzseher gehört, die ihm die neumodische mechanische Weberei abgeraten hatten. Nach zwei Jahren blühten die Geschäfte wieder auf. Sobald Räf aus dem Argsten heraus war, gliederte er eine eigene Appretur an, um die Waren nicht nach St. Gallen oder Herisau

bringen zu müssen. Räf — der sich in allen Teilen von Grund auf selbständig in die einzelnen Zweige seines Unternehmens eingearbeitet hatte — durchdachte auch die Appreturanlagen, und er fand eine Vorrichtung, die ihm ermöglichte, die damals berühmte sächsische Glanzappretur sogar zu übertreffen. Seine Erfindung war sowohl eine Frucht seiner technischen Begabung als der Gewohnheit einer selbständigen Gedankenführung. Während vier Jahren machte er mit seinen Jacquardartikeln besonders im Orient vortreffliche Geschäfte. Auch hier ließ der Rückschlag nicht lange auf sich warten; das bald einsetzende Überangebot drückte die Preise unter alles Maß. Unentwegt dachte Räf an die Verbesserung und Erweiterung seiner Fabriken. Nach und nach erhöhte er die Zahl der Spinnmaschinen aufs Doppelte. Immer noch beschäftigte er 900—1000 Handweber. Wegen Wassermangel kam es besonders im Winter oft vor, daß die Spinnerei eingestellt werden mußte; darum träumte Räf schon lange von einer Dampfmaschine. Endlich hatte er alles gründlich durchdacht; den für andere Betriebe wertlosen Dampf konnte er zum Sieden des Garnes verwenden. Obwohl seine Tochter Annamarie — die im Bureau mithalf — abriet: „Aber, Vater, willst nicht warten, bis wir mehr Bargeld haben?“ mußte die Dampfmaschine her. „Ich sehe schon“, gab er zur Antwort, „ich muß noch tüchtig drauflos bauen, ihr habt selber keine Courage, wenn ich nicht mehr da bin.“

Werfen wir einen kurzen Überblick über die verschiedenen Arbeitsvorgänge von Räfs Betrieben in Niederuzwil. Die rohe Baumwolle kam von Aegypten oder Amerika, sie wurde zu Garn verschiedener Feinheiten versponnen. Aus der Spinnerei durchlief das Rohgarn die Färberei und wurde blau, türkisrot usw. gefärbt. Das rohe oder gefärbte Garn wurde in hundert und

aberhundert Wohnungen an leichten Treib- und Tretmaschinen gespult. Nun war es zum Zettel und Weben vorbereitet. Einen Teil verarbeiteten die Jacquard-Maschinen zu Tüchern, und das übrige wurde von annähernd tausend Handwebern von Liebingen bis Mörschwil verwoben. In der Appretur endlich erhielt die Ware die letzten Behandlungen und den bestrickenden Glanz. Und jetzt wurde sie in alle Welt versandt. In sämtlichen wichtigen Gebieten sorgten Kommissionäre für den Verkauf. In der Türkei, in Aegypten, Indien, sogar in China und vielen andern Ländern fanden Räfs Produkte guten Absatz.

Matthias Räf als Mensch

Seine zweite Frau brachte ihm fünf Kinder in die Ehe, er war auch ihnen ein guter Vater, wenn ihm auch wenig Zeit für seine Angehörigen verblieb. Wenigstens den Sonntag verbrachte er mit den Seinen. Wie gerne zog Räf beim ersten Sonnenleuchten auf den Bühl und übersah mit dankbarer Freude das lichtdurchflossene Land — seine schöne toggenburgische Heimat. Schon im Anfang seiner Fabrikantentätigkeit hatte er je-

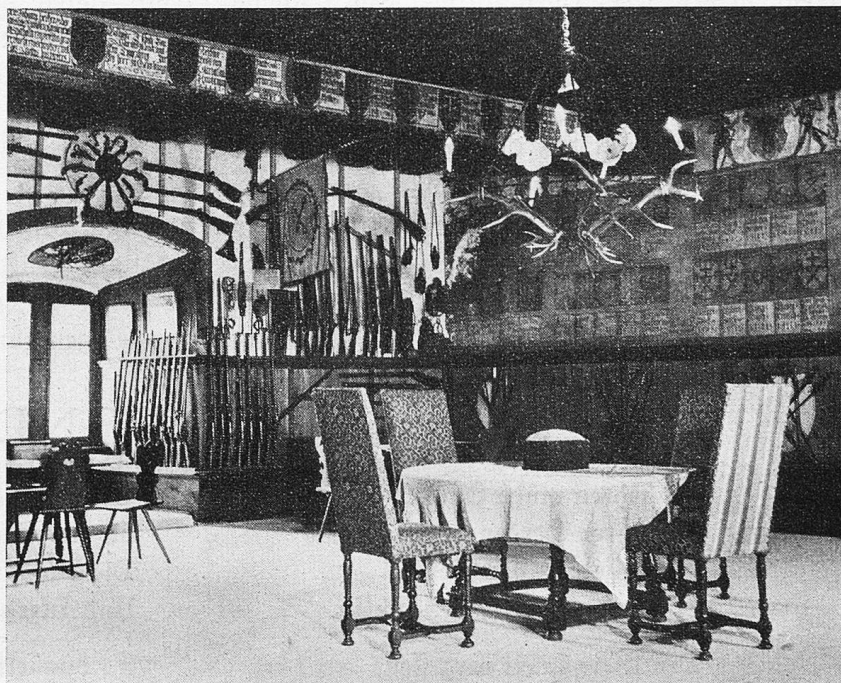


Photo Willy Haller

Schloß Sargans. Der Rittersaal, die prächtige Waffensammlung der Ortsgemeinde Sargans

weißt einen Teil der Einnahmen zum Bodenan-
kauf und zur Erweiterung seines landwirt-
schaftlichen Betriebes verwendet. Seinen Arbeit-
ern riet er dringend, doch etwas Boden zu kau-
fen für Kartoffeln und Gemüse, Ziegen oder eine
Kuh; so habe man in Krisenzeiten noch etwas.
Näf fühlte wohl auch, daß durch ein Stück eigen-
en Grund die Gefahr gemildert werde, ein
innerlich verarmter Maschinenklave zu werden.

Näf war von Natur leicht reizbar, jähzornig,
dies wußte er und bekämpfte seine Schwächen
mannhaft, am besten überwand er sie durch rast-
lose Tätigkeit. Für seine Untergebenen besaß er
ein gutes Herz, ein großer Teil erhielt in seinem
Betrieb gute und gesunde Kost. Viele Auswärts-
wohnende wären sonst zu keinem warmen Essen
gekommen oder hätten ihren Verdienst ins
Wirtshaus getragen. Sein Landwirtschafts-
betrieb war mustergültig und wurde nicht selten
von einsichtigen Bauern und Webern nachgeahmt.
„Wo Näf hinsteht, wächst Klee“, hieß es im Tog-
genburg. Durch den freundlichen teilnehmenden
Verkehr mit seinen Arbeitern wurde er für viele
ihr ganzes Vertrauen genießender Berater; alle
hingen an ihm wie an einem gütigen Vater. Vor-
sorgend stiftete er einen Kranken- und Hilfs-
verein, in dem jeder einen entsprechenden Fonds
erhielt; er gründete auch eine Sparkasse. Dem
damals weit verbreiteten Ubel der Trunksucht
steuerte Näf mit allen Mitteln. Viel lag ihm auch
an der Verbesserung des Schulwesens, wußte er
doch aus eigener Erfahrung, wie nötig eine
grundlegende Bildung ist, um vorwärts zu
kommen.

Der weitem Allgemeinheit diente er als
Gemeinde- und Kantonsrat; es war in den Vier-

zigerjahren eine bewegte Zeit, die in der Poli-
tik ganze Männer erforderte. So wurde Mat-
thias Näf tatsächlich weit über Gebühr bean-
sprucht und konnte sich auch gar keine Ausspan-
nung mehr gönnen. Im Sommer 1845 erfolgte
ein gesundheitlicher Zusammenbruch. Eine Bade-
kur brachte einige Besserung, doch Näf schonte
sich zu wenig. Im August 1846 folgte er der Ein-
ladung zu einer außerordentlichen Sitzung des
Kantonsrates. Eine Sonderbündische Zeitung
frohlodte schon, Matthias Näf sei zu krank für
eine Teilnahme. Doch der Ruhebedürftige raffte
sich auf, alles Bitten der Angehörigen half nichts.
Die dringenden Verhandlungen dauerten ohne
Unterbruch vom Morgen bis in den Mittag hin-
ein. Für den Kranken war dies zu viel. Bald
nach seiner Heimkehr erlitt Näf einen Schlag-
anfall, der die rechte Seite lähmte. Der bisher
nie ermüdende ideenstarke Mann mußte sich
einem höhern Willen beugen. Vor Gott fühlte er
sich als unnützer Knecht und war sich der allseiti-
gen menschlichen Schwäche vollbewußt. Mit 54½
Jahren verschied Matthias Näf, der arme We-
bershub, der es zum Inhaber einer Weltfirma
gebracht hatte.

Für die Ausbildung seiner Kinder hatte Näf
keine Kosten gescheut. So waren sie und die
Schwiegeröhne in der Lage, die vielseitigen Be-
triebe erfolgreich weiterzuführen. Was wir an
Matthias Näf bewundern, sind nicht vor allem
überragende Intelligenz und Geschäftserfolge,
sondern seine stählerne Energie, seine Umsicht
und den Willen, andern zu helfen. Sein Ziel,
möglichst vielen Menschen Brot zu verschaffen,
durfte er in hohem Maße erreichen und so zu
zum Segen für seine Mitmenschen werden.

Wili Gantenbein

HERBSTABEND

Es kehren müde Schäfer
Mit ihren Herden heim.
Die Wiese knistert leise.
Rot schwebt der Abendschein.

Der Hirte spielt vergessen
Die Mundharmonika,
Es ziehen leis' die Töne,
Do re mi fa so la . . .

Die Leiter hebt die Männer
In das Geäst hinauf,
Die Mädchen reichen Körbe,
Und Sterne leuchten auf.

Es dunkelt in den Zweigen,
Der Himmel leuchtet fern,
Die Mutter mit den Kindern
Spricht schon vom Weihnachtsstern.

Sermann Gattler.